

Hilfe im Realitäts-Check

Wie bekämpft man Analphabetismus am effizientesten? Drei junge Ökonomen haben die Entwicklungshilfe mit Methoden aus der Medizin analysiert. Mit verblüffenden Ergebnissen.

Rund 1,7 Milliarden Franken fließen von der Schweiz jährlich als Entwicklungshilfe Richtung Süden. Weltweit sind es 0,25 Prozent des nördlichen Sozialproduktes – gemessen an der Herkulesaufgabe ein spärliches Rinnsal. Das A und O der Entwicklungshilfe lautet deshalb: nur wirklich effiziente Projekte fördern, bei denen die Verbesserung der Lebensqualität möglichst wenig kostet. «Wir achten bei jeder Zusammenarbeit darauf, dass der Nutzen einer Massnahme belegt wird», sagt Gerhard Siegfried von der Schweizer Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza).

Das ist allerdings nicht einfach; die vorhandenen Evaluations-Methoden lassen keine hieb- und stichfesten Aussagen zu. Nun haben sich drei junge Ökonomen aus Boston darangemacht, die Armenhilfe mit wissenschaftlicher Akribie zu untersuchen. Beispiel südliches Rajasthan. Die Region weist eine der höchsten Analphabetenquoten Indiens aus. Im Hinterland von Udaipur, der «Weissen Stadt» am See, wo sich Heerscharen von Touristen in der Gluthitze von Palast zu Palast schleppen, kann nur jeder fünfte Einheimische lesen und schreiben. Fragt man Entwicklungshelfer, wie das zu ändern wäre, erhält man so viele Antworten, wie es Linsen für ein Daal-Gericht braucht: Zusätzliche Schulen bauen, mehr Lehrer einstellen, Kinder mit Gratis-Essen in die Schule locken, die Frauenbewegung stärken, Computer in jedes Dorf karren – die Liste der möglichen Abhilfen scheint endlos.

Mehr Lehrer? Mehr Bücher?

Statt wie oft üblich nach Gutdünken ein Hilfsprojekt zu wählen, unternehmen die Wirtschaftswissenschaftler vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) zuerst einen Feldversuch. In Rajasthan, den Armenvierteln von Mumbai und Delhi, aber auch in afrikanischen und lateinamerikanischen Ländern klopfen die 32-jährige Wirt-

schaftsprofessorin Esther Duflo und ihre Kollegen verschiedene Hilfsprojekte auf ihren Nutzen ab. Bestimmte Schulen werden beispielsweise mit Gratis-Büchern eingedeckt. Andere in der gleichen Region machen weiter wie bisher. Nach zwei Jahren werden die Noten der Schüler miteinander verglichen. Nur wenn die Bücher Resultate zeitigen, werden sie flächendeckend verteilt. Ansonsten wird die nächste Hilfsmassnahme dem Realitäts-Check unterzogen. Zum Beispiel ob es mehr nützt, einen zusätzlichen Lehrer pro Klasse einzustellen oder junge Frauen aus der Nachbarschaft zu bezahlen, die den schwächeren Kindern individuellen Nachhilfeunterricht erteilen. «Die allgemeine Frage, ob Entwicklungshilfe etwas bringt, kann man nicht beantworten. Man muss jedes einzelne Projekt anschauen», sagt Duflo, Mitgründerin des Poverty Action Lab am MIT.

Wichtig bei der Beurteilung eines Projektes ist das Prinzip Zufall: Welches Dorf

Schulbücher helfen nur den Schülern, die sowieso schon lesen können.

die Bücherlieferung bekommt und welches nicht, wird quasi ausgewürfelt. Das Vorgehen stammt aus der Medikamentenforschung, bei der Patienten zufällig einer von zwei Gruppen zugeteilt werden: der Medikamenten- oder der Placebogruppe. «Viele Massnahmen in der Entwicklungshilfe, von denen der gesunde Menschenverstand denkt, sie könnten nützlich sein, entpuppen sich bei unserer Überprüfung als wenig effizient», sagt Duflo. «Umgekehrt finden wir bei Interventionen einen Nutzen, von denen man angenommen hat, sie seien ohne grosse Wirkung.»

Schulbücher zum Beispiel zeigen wenig Effekt. Sie helfen nur den Schülern, die sowieso schon lesen können. Sehr arme Gegenden wie die abgelegenen Dörfer in der



Slum-Schule in New Delhi: Entwurmungskuren statt teurer Pädagogik-Massnahmen.

Region von Udaipur brauchen andere Hilfe, um die Analphabetenquote zu senken. Studien, die Kollegen von Duflo in Kindergärten in Delhi und in Primarschulen in Kenia durchgeführt haben, zeigen, was den ärmsten Schülern hilft: nicht teure Pädagogik-Massnahmen, sondern simple Entwurmungskuren.

Darmparasiten wie Hakenwürmer, Spulwürmer und Saugwürmer infizieren rund ein Viertel der Weltbevölkerung. Die ungebetenen Darmbewohner lösen blutige Durchfälle aus und führen zu einem Mangel an wichtigen Nährstoffen wie Eisen. Ohne Behandlung sind die Kinder oft so geschwächt, dass sie den Weg zur Schule nicht mehr schaffen. Die Feldstudien in Delhi und Kenia mit über 30 000 Kindern zeigten, wie wichtig die Wurmbekämpfung für die Schulbildung ist: Die Absenzen gingen um ein Viertel zurück. «Die Medikamente gegen Würmer kosten nur ein paar Rappen pro Kopf», sagt Duflo. Die Kinder kommen zwar auch eher zur Schule, wenn sie Gratis-Uniformen oder täglich eine warme Mahlzeit erhalten. Doch diese Massnahmen sind zehn- bis dreissigmal so teuer. Die Weltbank, finanzkräftiger Sponsor von Entwicklungshilfeprojekten, zeigt Interesse für die

Armutsforschung von Duflo und ihren Kollegen. Hilfsprogramme in Indonesien, Sierra Leone und Indien sollen bald am MIT unter die Lupe genommen werden. «Bisher macht die Weltbank vor allem Input-Output-Studien», sagt Deza-Experte Siegfried. «Man überprüft zum Beispiel nach ein paar Jahren, ob das Gesundheitszentrum, das man finanziert hat, seine Arbeit aufgenommen hat oder nicht.»

Ob das Zentrum das Leben der Bevölkerung tatsächlich verbessert, erfährt man so nicht. Vielleicht wäre mit mobilen Krankenschwestern, die von Dorf zu Dorf fahren, genauso viel auszurichten gewesen, vielleicht verkauft das Personal die gespendeten Medikamente auf dem Schwarzmarkt – der möglichen Gründe sind viele, warum eine gute Idee in der Praxis nicht funktioniert. «Wenn wir herausfinden, dass ein Ansatz nicht effektiv ist, können wir die Verschwendung von Millionen verhindern und das Geld dort einsetzen, wo es tatsächlich etwas bringt», sagt Duflo. «Es gibt viele einfache Interventionen, die das Leben der Ärmsten wirklich verbessern.»

Versickerte Hilfsgelder

In der Schweiz wird die MIT-Methode noch nicht angewendet. «Sie ist wahnsinnig aufwändig», sagt Remo Gesù von der Helvetas. «Wir brauchen aber oft sehr rasch Resultate. Da müssen wir uns manchmal auf die Aussagen der betroffenen Leute verlassen, ob es ihnen mit dem Projekt besser geht als ohne.» Doch auch für Schweizer Entwicklungshelfer – seien sie von der Deza oder von privaten Hilfswerken – gilt: Falls immer möglich wird der Nutzen eines Projektes wenigstens im Nachhinein überprüft. Dabei ist eine weniger aussagekräftige Evaluations-Methode besser als gar keine. «In den nächsten Jahren wollen wir systematisch in allen Ländern, in denen wir arbeiten, Impakt-Evaluationen einführen», sagt Gesù.

Ein Allheilmittel gegen grundsätzliche Probleme in der Entwicklungshilfe können auch die MIT-Forscher nicht bieten. In vielen Ländern lässt etwa die Korruption Hilfsgelder versickern wie Wasser in der Sahara. Das beste Projekt – wissenschaftlich geprüft oder nicht – versagt in einem Staat ohne Fundament.

Odette Frey